

Sächsische Volkszeitung

ersch. täglich nachm. mit Ausnahme der Sam- und Feiertage.
Bezugspreis: Vierteljähr. 1 Mt. 50 Pf., ohne Porto. Bei
außerdeutscher Postanweisung 12. Zeitungspost. Einzelnummer 10 Pf.
Redaktions-Geschäfts-Stunde: 11-12 Uhr.

Unabhängiges Tageblatt für Wahrheit, Recht u. Freiheit.

Interesse werden die geschalteten Beiträge über deren Raum
15 Pf. berechnet. Bei Wiederholung bedeutender Redakt.
Schreiberei, Redaktion und Geschäftsstelle: Dresden,
Wilsdruffer Straße 43. — Fernsprecher Amt 1 Nr. 1306.

Zum Geburtstage des Kaisers.

Du deutscher Nar auf Deutschlands Thron,
Deil, Wilhelm, Kaiser mein!
Vom Nord zum Süd, vom Ost zum West
Des Volkes Herz ist dein.

Weit über Deutschlands Grenzen hin,
Kings auf dem Erdenrund
Dringst deiner Weisheit Regiment.
Spricht Lob dir jeder Mund.

Deil, Wilhelm, Hohenzollernsohn,
Der großen Ahnen wert!
Dein kluger Sinn hat treu bewahrt,
Was schmiebete ihr Schwert.

In legensreicher Friedenszeit,
Die Gott erhalten mag,
Hast für des Reiches Wohl geforgt
Ohn' Kasten, Tag um Tag.

Die Stirne ziert nicht Eichenlaub
Vom blut'gen Schlachtfeld.
Der Friedenslorbeer schmückt dein Haupt,
Du bist des Friedens Held.

Doch ruht dich je, was Gott verhüt',
Der Kriegstrompeten Schall,
Tu führst uns, das ist gewiß,
Wie deine Väter all.

Drum Deil dir, Friedenskaiser, Heil!
Zu deinem Bismarck!
So schallt es laut zu deinem Thron
Von Norden, Süd, Ost, West.

Deil dir, und Gottes reichster Schutz
Zu deiner Arbeit schwer,
Des deutschen Volkes Freund, Stolz,
Du Kaiser hoch und hehr.

Joseph Ritsche.

Frei dem Kaiser!

In Millionen Herzen und von Millionen Lippen er-
kaut heute dieser Ruf. Es ist die ernste Lage der Zeit,
welche ihn uns erheben läßt. Unter den gesamten europä-
ischen Völkern ist das Deutsche Reich das einzige, welches
mit einiger Befriedigung auf seine inneren Verhältnisse
blicken kann.

Und da erheben wir unwillkürlich unsere Augen zu
dem siegreichen Kreuz, welches unser Kaiser so oft hinge-
stellt hat als den Angelpunkt, um welchen sich des Reiches
Geschick drehen muß, soll die Wohlfahrt desselben erhalten
bleiben. Am heutigen Tage wissen wir ihn dafür innig
dank: „Heil dem Kaiser!“, der sich des Kreuzes nicht
schämt, das seine Krone ziert, sondern es zum Feldzeichen
erhebt in der tiefgehenden Völkerklage unserer Tage. Fried-
dens- und Freundschaftsbünde ist er bestrebt zu knüpfen nach
Innen und Außen. Gerechtigkeit und Duldsamkeit fördert er
zwischen den einzelnen Konfessionen, sowie zwischen den ein-
zelnen Ständen.

In Deutschland, wo der Unglaube so froh sein Haupt
erhebt und das Volk von Christus und seinen Lehren los-
zureißen sucht, dürfen wir Christen nicht eifersüchtig auf
andere christl. Konfessionen blicken, sondern in edlem Wett-
streit und brüderlicher Liebe zum Frommen des Vaterlands
die Religion der Volke zu erhalten suchen, aber auch pein-
lich die wechselseitigen Rechte schätzen und respektieren.
Der eifrige Kampf bedarf keiner Schimpffreiheit, da er nicht
mit Wrause, sondern mit der Wahrheit geführt werden
soll. Daher Achtung jedem christlichen Bekenntnisse und
freie Bahn für alle, welche den christlichen Grundgeden
dienen wollen!

Friede in sozialer Beziehung ist ein weiteres Ziel, das
der Kaiser anstrebt. Nicht Klassenkampf, sondern Klassen-
verbündung tut uns not. Menschenrecht und Menschenliebe
sind die Fundamente, worauf die soziale Wohlfahrt aufge-
baut werden muß. Durch die Verbesserung wird dieses Ziel
nicht erreicht, nur durch energische, selbstlose Arbeit, welche
die eigenen Interessen zurückstellen vermag, um sie dem
Wohle des Ganzen unterzuordnen. Das Recht des Schwä-
chen zu schützen und die Liebe zum sozialen Frieden ist ein
Charakterzug unseres Kaisers.

Nützlich und hoffnungsfreudig möge die Arbeit an der

christlichen Sozialreform weiter vollbracht werden. Möge
Kaiser Wilhelms Weisheit und Tatkraft aus dem unver-
siegbaren Quell eines lebendigen Gottesglaubens schöpfen,
um des Reiches Wohlfahrt zu fördern immerdar!

Repräsentationspflichten!

Von einem Reichstagsabgeordneten wird uns ge-
schrieben:

Zu der Reichshauptstadt hat die Hofgesellschaft begonnen;
während die junge Welt der höheren Kreise sich freut, mü-
hen wir unsere Minister und Staatssekretäre, wie auch ihre
Geheimräte herzlich bedauern. Was sie jetzt zu „arbeiten“
haben, übersteigt die Leistungsfähigkeit eines einzelnen
Mannes. An den Festlichkeiten müssen sie teilnehmen, und
so bleibt nichts anderes übrig, als die Amtsgeschäfte zu ver-
nachlässigen. Wir könnten auch einige recht drastische Bei-
spiele anführen, bei denen dies geschehen ist; es ist uns
erst vor einigen Tagen von einem höheren Reichsbeamten
mitgeteilt worden, daß er eine sehr dringliche Arbeit nicht
fertig stellen konnte, weil er zu einer Festlichkeit „befoh-
len“ war.

Die Minister trifft keine Schuld, sie würden sehr froh
sein, auch etwas Ruhe zu haben und ihren ersten Pflichten
nachzugehen, aber die „Repräsentationspflicht!“ Wer nicht
mitmacht, wird über die Schulter angesehen! Wie geht es
nur unserem tüchtigsten Staatssekretär, dem Grafen Po-
sadowsky? Weil er in Wien nicht in einem der teuersten
Hotels abstieg, sondern in einem immerhin sehr fashi-
onablen Hotel in der Stadt, auch das Geld nicht auf die
Straße warf, sondern in Wien neben seinen engeren Auf-
gaben auch sonst sich tüchtig umgab, wie wottet man deshalb
über ihn! Nicht in Wien, nein, in Berlin!

Die Einfachheit ist in den höheren Kreisen bereits zum
Gespött geworden, raffinierter Luxus aber an der Tages-
ordnung! Das ist kein Zeichen hochentwickelter Kultur, son-
dern verrät eher innere Faulnis, jedenfalls entbehrt es
nicht den „preussischen Traditionen“.

Man hat „draußen in der Provinz“ vielfach keine
Abnung, wie umfangreich die „Repräsentationspflichten“
in Berlin sind. Einmal ist es der Hof selbst, der mit Fest-
lichkeiten nicht geizt, und bei denen sämtliche höheren Be-
amten einfach erscheinen müssen. Aber dieselben haben in
der Regel auch dann zur Stelle zu sein, wo der Hof er-

scheint. Nehmen wir nur die vielen Volkshäuser und Ge-
sellschaftshäuser. Dann treten hinzu die Källe und Herren-
abende, welche die Minister unter sich geben müssen. Die
Entfaltung von Denkmälern ist ja auch keine Karität mehr
in Berlin! So oft eine fürstliche Person nach Berlin
kommt, sind Dutzende der obersten Arbeitskräfte lahm ge-
legt. Alle diese Repräsentationspflichten könnte man be-
greifen. Aber es kommt noch eine weitere Art der „Reprä-
sentation“ hinzu. Die Autokratie kommt mit ihren An-
sprüchen! Die reichen Handelsfirmen und Unternehmer in
Berlin geben auch ihre „Abende“, die an nichts hinter den
Hofgesellschaften zurückstehen. Aber sie brauchen einige
„Lockvögel“, just wie die großen Warenhändler, damit man
von ihnen spricht. Ein Minister oder Staatssekretär muß
es mindestens sein! Ist sogar deren mehrere! Und die
gefragten Leute können kaum ablehnen, weil sie nicht wissen,
wann sie wieder einmal den gastgebenden Geldherrn ge-
brauchen. Erzählt man sich doch auch von Reichstagsabge-
ordneten, daß sie jeden Abend irgendwo anders als Gast ge-
laden sind. Dieser Umfang wächst wie die Dreimillionen-
stadt riesig in die Höhe.

Wie ist dem abzuhelfen? Daß es so nicht weitergehen
kann, ist klar, unsere besten Arbeitskräfte erschöpfen sich im
Tanzen, Essen, Gratulieren und Festlichkeiten! Wenn es
so weiter geht, drohen uns schlimme Zeiten.

Kun sucht der neue preussische Etat einen Weg zu
gehen, der uns aber nur tiefer in diesen Jammer hinein-
führt! Man will die Repräsentationsgelder erhöhen, da
die Minister mit den heutigen nicht mehr auskommen kön-
nen. Letzteres glauben wir ihnen sehr, sehr gern! Aber
würde es nicht besser sein, wenn einmal eine Einschränkung
gefordert würde und die Minister insgesamt „streifen“
wollten? Sie hätten die Sympathie des Volkes auf ihrer
Seite! Man wird deshalb vom Parlament erwarten dür-
fen, daß es gerade bei diesen Repräsentationsgeldern sehr
anfällig ist und alles ablehnt, was nicht absolut geboten er-
scheint. So liegt derzeit auch beim Reichstage eine Forde-
rung, welche einen Vorschlag für ein Reichsmilitärgericht
enthält. Für dieses verhältnismäßig kleine Reichsamt mit
seiner nur drei Senaten soll ein Platz von 78 Mr angekauft
werden. Der Platz allein kostet 4 1/2 Millionen Mark. Man
laßt einen in das Gesicht, wenn man sagt, daß für ein
eigentlich kleines Reichsamt 78 Mr nötig sind, für das

Schneewetter.

(Wald- u. Volt.)

Novellette von Heinz Waldow.

Doktor Gümter, der neue Mediziner, sah in seinem
Empfangszimmer, das aber in dem Augenblick, wie leider
in den weitaus meisten, gar keinem solchen ähnelte. Wohl
war es sehr schön, sehr solide eingerichtet, aber keine gönnte
sich das Vergnügen und dem Herrn medie. doc. Gümter
die Ehre, von ihm empfangen zu werden. Was Wunder,
daß sich ein grauliches Gespenst, die Langeweile, in dasselbe
eingeschlichen, und dem jungen Doktor aus allen Ecken ent-
gegengrinste. Ein erschauendes Gähnen lag über dem
Ganzen, dem sich auch Doktor Gümter kaum entziehen
konnte.

Da tänten Schritte vom Flur herüber. Sollte da eine
Art Versuchs-Objekt den Mut fühlen, sein Korpus dem Kon-
sultationsseifer des Herrn Doktor zur gefälligen Verfügung
zu präsentieren? Das wäre ein Glück.

Neugierig lugte Gümter durch die Spalte, die die nur
angelehnte Tür zum Wartezimmer ihm in zuvorkommender
Weise als harmloses Beobachtungsguckloch gebildet. Doch
war ein Briefträger nahe dem Vorhof des Heiligtums, und
das ein gesunder; wäre der Mann auch nur an einem Atom
erkrankt gewesen, mit tausend Freuden hätte er ihn begrüßt;
er aber lieb er ihn mit einem verächtlichen Blick, dem sich
auch ein klein wenig Mitleid beimengte, gehen. Was konnte
der ihm auch bringen. Höchstens eine medizinische oder wer
weiß was für eine Zeitschrift.

Kergerlich entschloß er sich endlich, das Gebrachte zu
holen, und in Ermangelung von etwas Besserem, die Lektüre
direkt vorzunehmen. Doch wie angenehm war seine Ent-
täuschung, als er einen Brief, und wie er bei näherer Durch-
sicht sah, von seinem besten Studienkollegen vorfand. Das
im übrigen kurze Schreiben lautete:

„Besten Freund. Seit etwa vierzehn Tagen weise ich
in Wi und mache ganz heroische Versuche, mich zu acclimati-
sieren. Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn du
mir mal einen Nachmittag widmen könntest. Doch werden
die wohl die Patienten keinen freien Augenblick gönnen?
(Hier lachte Doktor Gümter ingrinnig auf.) Sollte es

aber doch noch solch rüchtsvolle Leute geben, die dir Zeit
lassen, dich um dich selbst und deine Freunde zu kümmern,
so veräume nicht, morgen nachmittag noch hier zu kommen.
Dein Walter.“

„Unheimlicher Spötter“, brummte Gümter vor sich
hin. Nein, da starb seiner keiner Patient, wenn er
morgen nachmittag seine Konsultationsbesuche einstellte.
Er ging jeden Tag zweimal aus, schon aus Prinzip. Dann
aber auch, weil er streun zu machen hatte; freilich nicht an
anderen, sondern an sich selbst, und dieses war auch wiederum
die einzige Kur, die er für sich angewandt. Zum Dritten
wollte er aber auch die Herren Kollegen mit seinem tollen
Nennen täuschen, denen er die Freude an seinen Mißerfolgen
nicht gönnte. Also konnte er morgen, ohne Gewissensbisse
fühlen zu müssen, gehen.

„Angenommen, wertter Freund“, rief er lustig aus:
froh, seinen Gedanken eine andere Richtung geben zu
können. Der andere Tag fand ihn auf der Fahrt nach W.

Ah! wie wohl das tut, nicht immer auf Patienten
warten zu müssen, die doch nicht kamen.

Am Bahnhof empfing ihn sein Freund, der ihn als red-
lichen Bürger noch nicht gesehen, und: „In den Armen lagen
sich beide und weinten — nein, weinten nicht, aber schwachten
und lachten vor Freude.“

„Na, höre mal“, meinte Walter nach dem ersten Be-
gückungsrausch, indem er die kräftige und edle Gestalt
Gümters schmunzelnd betrachtete. „wenn du aber alle deine
Patienten so wohlwollend behandelst, wie dich selbst, wirst
du dich wohl bald nach einem Assistenten umsehen müssen?“

Mit einem Seitenblick, der etwa ausdrückte, „dürfte ich
dich mal nur einige Tage behandeln.“ sah Gümter seinen
Freund an. Laut aber sagte er:

„Run laß mir aber heute Patienten Patienten sein,
da ich mich dir doch widmen wollte. Weiß Gott, was die
Leute an mir auszufehen haben, daß ich mit so leichtem
Herzen und Gewissen dies tun darf.“

„Ach, hä's du“, rief Walter lachend; „na tröste dich
nur“, meinte er dann etwas boshaft, „bei diesem eintreten-
den Schneewetter passiert ja so manch Unglück, und das

weist du doch wohl erfahrungsgemäß, was des einen Un-
glück, ist des anderen Glück.“

„Zποτε nur immerhin.“ entgegnete Gümter gutmütig.
„auch meine Stunde wird einmal schlagen.“

„Gewiß“, nickte Walter eifrig. „ich glaube, da schlagen
dir doch recht wohl jeden Tag schon vierundzwanzig.“

„Unverbesserlicher“, rief Gümter lachend und Arm in
Arm schritten die Freunde ihren Weg fort.

Ein leichtes Schneewehen hatte eingelebt und ein kalter
Wind segte recht ungemütlich durch die Straßen, die, durch
den Frost der letzten Tage hart geworden, nun infolge des
Schnees ziemlich glatt und schlecht passierbar waren.

Unmittelbar vor ihnen gingen ein Paar Damen; eine
alte, die sich schon rasch dem Greisenalter näherte, gestützt
von ihrer Begleiterin, die mit ängstlicher, förtlicher Sorg-
falt sie über die gefährliche Passage hiniüberleitete.

Da auf einmal erkob ein doppelstimmiger Schrei.
Trotz der kindlichen Vorsicht des Mädchens war ihre alte
Begleiterin an einer besonders glatten Stelle ausgeglitten
und die sie umschlingenden Arme des jungen Mädchens ver-
mochten sie vor dem Fall nicht mehr zu bewahren. Umsonst
war auch ihr Bemühen, die Greisin wieder aufzurichten.
Stöhnend sank sie nach jedem Versuche wieder zurück, der ihr
jedemal einen lauten Schmerzensruf entlockt. Hilflos stand
sie da, das Mädchen mit ratlosen Blicken zu.

„Du“, rief Walter seinem Freunde leise zu, indem er
ihm aber zur Bekräftigung einen härteren Rippenstoß ver-
setzte. „du, dort ist eine Gelegenheit dir vom hitigen Zufall
zugeführt. Mühlweise kennst dich ja auch keine von den
Damen, so daß sie sich über deinen freundlichen Bemühungen
anvertrauen werden.“

Der Aufforderung hätte es von seiner Seite aus nicht
mehr bedurft, denn schon hatte Gümter seinen Arm fahren
lassen und war der Stelle zugeeilt, wo die alte Dame noch
immer wimmernd lag. Doch konnte er nicht unterlassen,
noch einen unwilligen, halb zürnenden Blick dem Freunde
zuzuwenden, den dieser lächelnd erwiderte.

Rasch trat Gümter an die beiden Damen heran.
„Doktor Gümter“, sagte er, sich leicht verneigend und
den Hut lösend. „Wenn ich vielleicht bei dem betroffenen